

Evangelisch-Lutherisches Gemeinde-Blatt.

Organ der Ev.-Luth. Synode von Wisconsin und anderen Staaten.

Redigirt von einer Committee.

Das Gemeinde-Blatt erscheint monatlich zweimal zum Preise von \$1.00 und 5 Cent's Porto das Jahr. In Deutschland zu beziehen durch Hein. Raumann's Buchhandlung in Dresden.
Entered at the Post Office at Milwaukee, Wis., as second-class matter

Halte was du hast, daß Niemand deine Krone nehme. (Offenb. 3. 11.)

Alle Mittheilungen für das Blatt u. Wechselblätter sind zu adressiren: Prof. A. Gräbner, 678—10. Straße, Milwaukee, Wis. Alle Bestellungen, Abbestellungen u. Gelder sind zu adressiren: Rev. E. J. Fädel, Milwaukee, Wis.

22. Jahrg. No. 19.

Milwaukee, Wis., den 1. Juni 1887.

Lauf. No. 555.

Inhalt. — Himmelfahrtslied. — Pfingsten. — Die Hausgenossen. — Der Christen Trost am Himmelfahrts- und Pfingstfest. — Die Pfingstzeit eine gesegnete Zeit. — Für alle, die es angeht. — Dr. Carl Ferdinand Wilhelm Walther. — Das Fischgebät. — Kürzere Nachrichten. — Büchertisch. — Synodal-Anzeige. — Quittungen. —

Himmelfahrtslied.

Herr, Du fährst mit Glanz und Freuden
Auf zu Deiner Herrlichkeit;
Doch mich drücken noch die Leiden
Dieses Lebens, dieser Zeit.
Gieb mir, Jesu, Muth und Kraft,
Daß ich meine Pilgerschaft
So in Dir zurücklege,
Daß ich stets Dein bleiben möge.

Laß mir Deinen Geist zurücke,
Aber zeuch mein Herz zu Dir;
Wenn ich nach dem Himmel blicke,
O so öffn' ihn gnädig mir!
Neige meinem Flehn Dein Ohr,
Trag es Deinem Vater vor,
Daß er mir die Schuld vergebe,
Und ich mich bekehr und lebe.

Lehre mich die Welt verachten
Und was in ihr Eitles ist,
Und nach dem, was dort ist, trachten,
Wo Du, mein Erlöser, bist.
Wollust, Ehrsucht und Gewinn,
Soll mich dies zur Erde ziehn,
Da ich jenseits, überm Grabe,
Eine größere Hoffnung habe?

Diese müssen nicht's mir rauben,
Du erwarbst sie theuer mir;
Jesu seh ich sie im Glauben,
Dorten sind ich sie bei Dir;
Dort belohnst Du das Vertrauen
Deiner Gläubigen durch Schaun,
Und verwandelst ihre Leiden
In unendlich große Freuden.

Dort bereit auch mir die Stätte
In des Vaters Hause zu,
Rufft Du frühe oder späte
Mich zu meines Grabes Ruh;

Leucht auch mir in dieser Nacht
Mit der Sonne Deiner Macht,
Die des Todes Macht bezwungen
Und für uns den Sieg errungen.

Kommst Du endlich glorreich wieder
An dem Ende dieser Zeit,
O so sammle meine Glieder,
Die Verwesung jetzt zerstreut;
Heilge und verklär sie ganz,
Daß der Leib in Himmelsglanz,
Dann nicht mehr von Staub und Erde,
Deinem Leibe ähnlich werde.

Nach Kaspar Neumann.
(geb. 1648; gest. 1718.)

Pfingsten.

„Wir hören sie mit unsern Zungen die großen Thaten Gottes reden.“ So sprachen einst am ersten Pfingstfest zu Jerusalem die Männer von Israel, die aus aller Welt zusammengeströmt waren, um in des großen Königs Stadt ein alttestamentliches Pfingstfest nach der Väter Weise zu feiern, und die nun ein Pfingsten neuer Art erleben durften. Die sieben Wochen, welche zwischen dem Passahfest und dem Pfingstfeste lagen, waren im Lande Kanaan eine Erntezeit, und als ein hohes Erntedankfest wurde das Pfingstfest von Alters her in Israel gefeiert. Aber ein Erntefest viel höherer Art ward nun an jenem Pfingstfest von Gott dem Heiligen Geist auf Erden angerichtet. Angethan mit Kraft aus der Höhe streuten die Apostel einen wunderbaren, lebendigen Samen auf ein dürres Land, in die Herzen der staunenden Menge; ein Regen göttlicher Gnade strömte hernieder aus himmlischer Höhe, und siehe, schon sproßte und reifte einher den Engeln Gottes zur Freude und Gott in der Höhe zu Preis und Ehren eine reiche, edle Ernte, „und es wurden hinzu gethan an dem Tage bei dreitausend Seelen.“ Apostelg. 2, 41.

Doch nur die Erstlinge der Ernte waren es, die an jenem Pfingsttage eingebracht wurden zu Jerusalem. Bald kam die Zeit, da sprießte es und reifte es hin und und her im jüdischen Lande, und weit und weiter über die Grenzen desselben hinaus streckte sich das Aehrenfeld; da wurden zu Antiochien die Jünger Christen genannt; da war zu Damaskus ein Garten Gottes; da grünte es durch Kleinasien hin, in Macedonien, in

Griechenland, in Rom, in Afrika, in Spanien und Frankreich, in den Donauländern unter deutschen Stämmen; unter senkrecht fallenden Sonnenstrahlen und an öden Eisgestaden, im Urwald und im Wüstenland, auf Inseln fern im Meer sah man die Saaten reifen; aus Tausenden wurden Hunderttausende und Millionen; Geschlechter der Menschen kamen und gingen, Jahrhunderte rollten vorüber; aber ohne Unterlaß währte und erneute sich der Pfingstsegen. Er hat bis heute nicht aufgehört; und wenn einst der Herr der Ernte kommen wird in Herrlichkeit, dann wird das Licht der Ewigkeit die letztgereiften Früchte der himmlischen Saat verklären, und dann wird das Jubeljahr anbrechen, das kein Ende nimmt.

Und wie ging das zu, daß solch herrlicher Fortgang dem wunderbaren Anfang der neutestamentlichen Pfingsten folgten? So ging es zu, daß erfüllt wurde das Wort: „Wer da sät im Segen, der wird auch ernten im Segen.“ Wie am ersten Pfingstfest die Saat der Ernte voranging, so auch zu allen späteren Zeiten, und derselbe edle Same, der dort am ersten Tage der Pfingsten ausgestreut wurde, von dem die Männer von Israel sprachen: „Wir hören sie mit unsern Zungen die großen Thaten Gottes reden“, der Same des Evangeliums von Christo dem gekreuzigten und auferstandenen war es, dessen Ausaat unter Gottes Segen so herrlich gedieh. Von den dreitausend Erstlingen des ersten Pfingstfestes steht geschrieben: „Sie blieben aber beständig in der Apostel Lehre.“ Der Apostel Lehre war die Gotteskraft, die das wüste Land zum blühenden Garten, die Einöde zum gesegneten Erntefeld werden ließ. So kann auch in unsern späten Tagen nur da, wo der Same des Evangeliums, der Apostel Lehre von den großen Thaten Gottes ausgestreut wird, das Auge der Kinder Gottes sich weiden und ihr Herz sich freuen an dem Pfingstsegen, der ins ewige Leben reift.

In einem Stück aber unterschied sich jener erste Tag der Pfingsten und unterschieden sich seine Pfingstprediger von unserer Pfingstzeit und ihren Predigern. Daß die Fischer und Zöllner, welche an jenem Tage in Jerusalem zu Einheimischen und Fremden redeten, ausgerüstet waren mit der Erkenntnis göttlicher Wahrheit und mit der Tüchtigkeit, solche seligmachende Wahrheit den Festgenossen zu verkündigen, hatte der Heilige Geist durch besondere Wunderwirkung in ihnen zugebracht, und ihnen, die er also durch seinen Geist ausgerüstete mit Weisheit und Kraft und Gaben, hatte der Herr den Befehl gegeben, auszugehen in alle Welt und das Evangelium zu predigen allen Völkern. Das

geschah, damit ein Grund gelegt würde der neustamentlichen Lehre und der neustamentlichen Gemeinde. Nachdem aber die heiligen Apostel die großen Thaten Gottes nicht nur in mündlicher Rede der damaligen Welt, sondern auch in Schriften für alle Zeiten verkündigt haben, und nachdem durch ihr Wort eine Kirche und Christenheit des neuen Bundes gesammelt war, hat Christus unser Haupt und Herr es also angeordnet, daß nun die, welche das angefangene Pfingstwerk weiter führen sollen mit Predigen und Lehren, durch fleißiges Studiren zu den Füßen der Apostel und Propheten tüchtig gemacht werden sollen zu führen das Amt des Neuen Testaments, und daß sie, nachdem sie auf solche Weise tüchtig gemacht sind, durch christliche Gemeinden berufen und mit dem Dienst im Wort und in der Lehre betraut werden sollen. Nicht unmittelbar, sondern mittelbar, durch das geschriebene Wort Gottes und solche, die sie in demselben unterweisen, sollen sie ausgerüstet werden für das Werk des Amtes, und nicht unmittelbar, sondern mittelbar durch die christliche Gemeinde sollen sie berufen werden zur Führung und Verwaltung des Amtes, dadurch der Leib Christi erbaut und also das hohe, selige Pfingstwerk des Heiligen Geistes fortgeführt werden soll mit Pflanzen und Begießen, dazu Gott dann in Gnaden Segen und Gedeihen geben will. Sollen auch wir beständig bleiben in der Apostel Lehre, so müssen wir dahin wirken, daß Leute ausgebildet werden, die tüchtig seien, andere zu lehren, und daß dieselben auf ordentliche Weise durch den Beruf der Gemeinde das Amt überkommen, das die Versöhnung predigt. Versäumen wir diese Pflichten, so wird zwar dadurch nicht des Heiligen Geistes Werk auf Erden zum Stillstand kommen; aber wir müssen gewärtig sein, daß bei uns und unsern Kindern der Tag der Pfingsten zu Ende geht und der Gnadenregen des Heiligen Geistes vorüber rauscht zu anderen, die dann des Segens genießen würden, den wir verachtet hätten. Das hat Israel erfahren, das haben auch andere erfahren; Gott behüte uns, daß wir es nicht auch erfahren. Noch strömt auf uns der Pfingstsegens nieder; noch wächst einher die liebe Jugend zu unsern Füßen in der Erkenntnis des Heils. Laßt uns die angenehme Zeit, den Tag des Heils nicht versäumen, hohe und niedere Schulen, Kirche und Gottesdienst nicht vernachlässigen, sondern beständig bleiben in der Apostel Lehre und darauf bedacht sein, daß dieselbe bei uns und unsern Kindern fort und fort mit vollen und geschickten Händen ausgestreut werde als lebendiger Same, und Gott bitten, daß er die Saat gedeihen lasse zu reicher Freudenenernte für die selige Ewigkeit.

Du heiliges Licht, edler Hort,
 Laß uns leuchten des Lebens Wort
 Und lehr uns Gott recht erkennen,
 Von Herzen Vater ihn nennen.
 O Herr, behüt für fremder Lehr
 Daß wir nicht Meister suchen mehr
 Denn Jesum mit rechtem Glauben
 Und ihm aus ganzer Macht vertrauen.
 Hallelujah!
 Hallelujah!

G.

Die Haus-Genossen.

Eine Geschichte für Reich und Arm von H. Fries.

(1. Fortsetzung.)

Jetzt wars freilich ein trüber Novembertag und der Thurm ragte nur so eben durch den Nebel. Es war aber auch keine Zeit, die Aussicht zu genießen. Hannchen mußte dem Vater die Mittagskost berei-

ten und für die Schwester ein Süppchen kochen. Der Vater war schon lange Jahre in einer Zuckerfabrik angestellt, und durch sein zuverlässiges treues Wesen und Walten hatte er jetzt einen besseren Posten, wo die Arbeit nicht zu schwer und der Verdienst besser war. Als er 25 Jahre bei seinem Fabrikherrn in Dienst und Brot gestanden, war er hochehrent worden, als man ihn ins Comtoir rief, sein Herr ihm die Hand drückte und ihm seine Anerkennung für seine treuen Dienste aussprach und ihm als Belohnung 25 harte Thaler auszahlen ließ. — Das war auch ein Festtag daheim mit den beiden Schwestern gewesen. Als der Vater die vielen Silberthaler auf den Tisch geschüttet, war das Hännchen ganz närrisch vor Freude geworden, hatte um den Tisch herum getanzt und einen Hopsen dazu gesungen! — Das Geld lag nun in der Sparkasse und die Mädchen nannten es „den Silberschatz“. — Still, jetzt rührt Schwester Liesbeth sich, sie ist erwacht. Hännchen steht auch schon in der Thür und lächelt sie an. Die Kranke hält den Strauß empor, sie riecht daran und sieht dabei ganz belebt aus.

„Kind, hast du schön geschlafen!“ ruft Hännchen ihr nun zu; „wahrhaftig, eine ganze rothe Wade hat sie sich geschlafen! Jetzt sollte der alte Morian dich nur sehen, er würde dich keine Mondscheinprinzessin nennen dürfen! Gleich ist dein Mittag fertig; köstliche Biersuppe, und du sollst sehen, die schmeckt dir. Und dann puß ich dich und du sitzt ein Weilchen im Stuhl am Ofen; dann wird dir das Bett schön aufgefrischt und morgen oder übermorgen bist du wieder gesund!“

Liesbeth sah die Schwester mit ihren ernsten Augen an, und es war, als wenn ein Strahl von Glück und Hoffnung sich in ihren Zügen abspiegelte. Dann fragte sie, was denn die Vorsteherin des Weißwaaren-Geschäfts gesagt habe, wo sie alle Tage sechs Stunden gearbeitet hatte?

Hännchen war auf die Frage vorbereitet und gab eine klug ausweichende Antwort. Die Wahrheit wollte sie dem armen Schwesterlein nicht sagen, denn das Fräulein war ärgerlich gewesen und hatte gemeint, wenn das Kranklein noch oft wiederkehre, müsse sie sich eine Andere suchen. —

Der frühe November-Abend war angebrochen. Die Gasflammen brannten. In den Schaufenstern der Läden machten sich die ausgestellten Herrlichkeiten brillanter als beim trüben Tageslicht. In den Straßen fluthete es auf und ab. Die Arbeiter kamen aus den Fabriken. Da stiegen zwei Männer die enge Kellertreppe hinunter. Es war ein Aelterer und ein Jüngerer, die Arbeiter Meier, Vater und Sohn. Der Alte mochte schon ein Sechziger sein, war aber noch in voller, gesunder Kraft, trug sich aufrecht, und ein starker, grauer Vollbart umschloß das Gesicht mit den scharf markirten Zügen. Der Sohn war Anfang der Dreißig, ein Abbild des Vaters, aber in der Blüthe der Manneskraft. Aus seinen glühenden Augen sprühte eine unruhige Flamme; sie hefteten sich nie lange auf einen Gegenstand, wen sie aber fest anblickten, dem wars, als bohrten sie sich ihm ins Innerste. Friedrich Meier, der Eisengießer, war eine Gestalt und Persönlichkeit, der mans ansah, daß sie zur Führerschaft bestimmt, sei zum Schlimmen oder Guten. — Die Männer traten in das vordere Zimmer. Es war noch dunkel, nur von der Straße her fiel ein trüber Lichtschimmer hinein.

„Na, wo steckt denn die Alte?!“ rief der Aeltere, „was ist das? Keine Lampe brennt, kein Essen auf dem Tisch! — Das Weib thut nie ihre Schuldigkeit!“

Da bemerkte er einen schmalen Lichtstreifen aus der angrenzenden Kammer. Er wies darauf hin und flüsterte dem Sohne etwas zu, und beide traten an die Thür, die nach innen führte, schoben einen außen angebrachten Schieber etwas zurück und überblickten eine Scene, die nicht uninteressant war.

Vor der Alten, welche unter der Lampe ein Kartenspiel ausgebreitet hatte und mit ihrem braunen Knochenfinger bald auf diese, bald auf jene Karte tippte, saßen zwei weibliche Gestalten, die Köpfe mit dunklen Tüchern umbunden, welche in der Aufregung des Augenblicks zurückgefallen waren. Die Eine der Beiden war jung und blühend, offenbar ein Mägdelein aus dem bessern Bürgerstande. Es handelte sich um ihr Schicksal, eine erwartungsvolle Spannung lag in ihren Augen und Zügen, bald strahlte es auf in ihrem Antlitz, bald flogen Schattentänzer darüber, je nachdem die Alte prophezeite. Im Ganzen mochte das Resultat doch wohl günstig gewesen sein, denn jetzt erhoben sich die beiden Frauen, die Aeltere ließ der Wahrsagerin zwei harte Thaler in die krallenartig gekrümmten Finger gleiten, und vorüber an den beiden Männern, die in den tiefsten Schatten zurückgetreten waren, huschten die verummten Gestalten.

Als sie hinaus waren, sprang der Alte unversehens auf seine Gattin los, als wenn er sie umarmen wollte, und entwand ihr dabei die beiden Thalerstücke. Laut aufschreiend wollte sie sich wehren, aber der Alte hielt die Thaler hoch und rief in übermüthiger Lustigkeit: „Alte, das ist zu leicht verdientes Geld, das mußt du mit uns theilen. Dafür müssen wir uns abarbeiten, daß uns der Schweiß ausbricht, und du verdienst im Handumdrehen mit 'n bischen Nasführen. Was meinst, Friedrich, wir behalten die Hälfte, das ist großmüthig getheilt!“

Friedrich gab lachend und nickend seine Zustimmung. Die Alte schimpfte und zeterete, riß aber doch mit hastiger Bier den einen Thaler an sich, den ihr Mann auf den Tisch geworfen, und wollte dann in die Kammer zurücktreten, um ihren Raub in Sicherheit zu bringen.

Aber der Mann rief: „Halt, rasch die Lampe angesteckt und dich gerührt! Nach einer Stunde giebst große Gesellschaft, du mußt dich auf warmes Essen und viel Getränk richten. Unsere Section will heute Abend Berathung halten. Nächstens wird gestreift! Verstehst du mich, Alte; dann hast du wieder deine Freude! Dann bleib ich hübsch bei dir und schau dir auf die Finger. — Also, rühre dich!“

Friedrich hatte sich inzwischen seiner Arbeitskleider entledigt, eine graue kleidsame Foppe übergeworfen und stöberte draußen in der Küche herum nach Gewürzen.

Nach einer Stunde, gegen 8 Uhr, füllte sich der Keller. Junge und alte Männer, sämmtlich dem Arbeiterstande angehörig, stiegen die schmale Treppe hinunter. Einige wohl sorgfältig gekleidet, andere schmutzig und unordentlich; manche kräftige, blühende Gestalt, Andere, denen ein Lasterleben aus den hohlen Augen blickte. Die Frau Wirthin saß hinter dem Schenkisch, die Gäste zu bedienen; sie hatte eine Brille aufgesetzt, um beim Bezahlen scharf zusehen zu können, und ihr Kopf war jetzt mit einer roth-

braunen Haar-Tour und einer Haube mit verblichnen seidnen Bandschleifen geschmückt. Einer und der Andere unter den Männern trat an sie heran mit Gruß und verben Scherzen. Sie blieb aber kühl und kurz und gab auf manche Anrede keine Gegenrede.

Allmählich sammelte man sich in dem inneren größeren Raum, setzte sich an die beiden langen Tische, an deren oberem Ende Einer sich erhob, der als Präsident die Verhandlungen leiten sollte. Sie nannten ihn „Siegfried“, vielleicht wegen des düstern Ausdrucks in seinem Gesicht, das sich durch einen weiten, mit kurzen, starken Zähnen versehenen Mund auszeichnete.

Es handelte sich um einen zu verabredenden Streik, und darin waren Alle einig, daß etwas geschehen müsse, nur über das Wieviel der Mehrforderung und das Wenig der zu leistenden Arbeit gingen die Meinungen durcheinander.

Bald war's ein wirres Gebrause von Stimmen. Jeder sprach mit seinem Nachbar, es war keine Ordnung aufrecht zu erhalten, der Präsident hatte auch seinen Stuhl verlassen und sich unter die Anderen gesetzt. Da tönte eine Stimme durch den Lärm, die hatte einen Klang wie Erz. Alle sahen auf, und es hieß: „Still! Friedrich der Rothbart will reden! Barbarossa! Hört, hört!“

Ja, da stand Friedrich, hoch aufgerichtet. Seinen langen, rothen Vollbart mit der Hand streichend, ließ er die Augen über die Versammlung hingleiten wie mit einem Herrscherblick. Als es ganz stille war, hob er an:

„Kinder seid Ihr und keine Männer! Wie könnt Ihr streiten um elende Groschen mehr oder weniger!? Das höchste ist ein Bettelohn! Schweiß und Blut, Lebenskraft und Saft läßt sich nicht mit schönem Gelde bezahlen! Das Alles ist ja nur ein elendes Hinhalten, bis der große Zukunfts-Morgen tagt, wo wir anknöpfen werden mit ehernen Fäusten an die Thüren und Thore dieser Reichen, daß ihnen die Knie schlottern werden und die Pulse stocken, und sie werden uns aufstehen müssen. Und dann fordern wir unsere Menschenrechte, die sie uns so lange vorenthalten haben, unser Recht an dieser schönen Welt, woson sie den Trunk vorwegnehmen und lassen uns die Hefen! Dann wollen wir hintreten vor ihre Priester und ihnen kundthun: wir lassen uns nicht mehr auf den Himmel vertrusten, während wir hier darben sollen; wohlun, wir wollen tauschen! Ihr mögt euren Himmel behalten, gebt uns euer Gut heraus, euer Wohlleben und Ueberfluß. Dann wollen wirs ihnen zeigen, daß wir auf den umgestürzten Thronen und Altären ein neues Regiment aufzurichten wissen, eine neue Gerechtigkeit und eine neue Freiheit! Dann wollen wir Alle Brüder sein, eines großen Hauses Kinder! Dann wird kein Krieg mehr die Welt verwüsten und kein Blutvergießen unsere Weiber zu Witwen machen. — Jetzt aber mag vorläufig der höchste Satz gelten: Acht Stunden Arbeit im Winter und zehn Groschen Tagelohn mehr. Wollen sie's nicht, dann mögen sie sehen, wie sie ihre großen Bestellungen ausführen; wir werdens schon aushalten.“

Damit ging er festen Schrittes durch die Versammelten hin und trat in den vorderen Wohnraum, wo die Alte noch ruhig hinter dem Schenkisch saß, vor sich ein dampfendes starkes Getränk, die Arme übereinander geschlagen.

Der Sohn wandte sich an seine Mutter mit der Frage, ob sie dem Hannchen seinen Auftrag bestellte und was sie geantwortet.

„Ja, die,“ antwortete die Alte, „die bedankt sich schön, bist ihr viel zu schlecht! Die hält nicht nicht mit Euch. Ihr seid viel zu wild und zu wüth! Die geht in die Kirche und zu dem frommen Schuster drüben, dem verwünschten Kerl. Dem sollst du nur den Hals umbrehen, da thätst du was Gutes, daß er sich mal die Welt von der andern Seite ansehe!“

Friedrich preßte die Zähne zusammen, drückte sich den breiten Hut tief in die Stirn und stürmte hinaus.

Zu dem Schuster geht sie! hieß es in ihm. Da drüben das Fenster ist hell erleuchtet, die Vorhänge sind herabgelassen, aber so durchsichtig, daß man die Personen drinnen unterscheiden kann. Wahrhaftig, da sitzt das Mädchen, im tiefen Lehnstuhl des Alten, ihre feine Gestalt versinkt ganz darin. Friedrich tritt dicht heran, er überseht Alles. Die Drei drinnen haben die Hände gefaltet, der Alte liest, wenn man das Ohr dicht heran hält, kann mans verstehen. Jetzt hebt er wieder an:

„Was sind dieses Lebens Güter?
Eine Hand voller Sand,
Kummer der Gemüther!
Dort, dort sind die edlen Gaben,
Da mein Hirt, Christus, wird
Mich ohn Ende laben!“

Ein Ausdruck von Spott und Zorn geht durch die Züge des jungen Mannes, da er die Worte hört. Er tritt wieder zurück in den Schatten der gegenüber liegenden Straße und starrt finster vor sich hin. Kurz darauf klingelt die Thür drüben und eine Mädchengestalt, den Kopf verhüllt, eilt rasch über die Straße. Friedrich tritt ihr in den Weg, als sie die Haustreppe hinaufgehen will.

„Guten Abend, Hannchen! Also, Sie verschmähens, Sonntag mitzugehen?“

„Ach, Friedrich, wie haben Sie mich erschreckt!“ rief das Mädchen. „Wer denkt denn auch, daß Sie hier stehen! — Halten Sie mich nicht auf, ich muß rasch hinaus! — Mitgehen kann ich nicht!“

„Nicht wahr,“ sagte er darauf, „weil die Schwester krank ist! Aber drüben bei dem verrückten Schuster können Sie doch sitzen, wer weiß wie lange.“

„Nun, es mag wohl ein halbes Stündchen gewesen sein und der Vater ist jetzt droben; da hol ich meine Stärkung. — Friedrich,“ und das Mädchen trat dabei dicht an ihn heran und legte ihre Hand auf seinen Arm, „da hab ich für mein Schwesterlein gebetet — Sie solltens auch nur bedenken, daß Arbeiten ohne Beten keinen Segen bringt!“

Damit war sie fort. Jetzt rannte er die Straße hinab, als wollte er einer feindseligen Gewalt entfliehen.

2.

Wer kannte es nicht, das glänzende Haus der Gebrüder Ebel in der Königsstraße! — In der mittleren Front getheilt durch einen Thorweg, der sich wie eine gewölbte Halle hindurchzog, diente es den beiden Brüdern der bekannten Firma, Joseph und Wilhelm, zur Wohnung. Rechts gelangte man zu dem kürzlich baronisirten Joseph von Ebel, links zu dem im Bürgerstande verbliebenen Wilhelm Ebel. Man sagte, der letztere habe die auch ihm

zugedachte Standeserhöhung abgelehnt. Die Wohnräume beider Brüder in dem palastartigen Hause waren ganz gleich, aber durch keinen Zugang inwendig verbunden. Ihren Reichtum hatten sie theils geerbt, theils durch großartige Fabrikanlagen und Unternehmungen vermehrt. —

Wer an diesem Abend durch die Königsstraße ging, blickte wohl hinauf zu der glänzend erleuchteten Fensterreihe rechts, von wo eine rauschende Musik herabtönte. Noch immer fuhren elegante Wagen mit Spiegelscheiben in den Thorweg und wurden von einer Schaar Livre-Bedienten empfangen.

Im Salon schwebte die Jugend im Tanze dahin. Die beiden Töchter, Melanie und Eugenie, waren leidenschaftliche Tänzerinnen, und auch der ältere Bruder Adolph, Lieutenant bei den Gardehusaren, machte noch ein Tänzchen mit.

Jetzt verkündete ein Trompetenstoß den Anfang des Soupers an. Man begab sich paarweise in den Eßsaal, in welchem unter drei riesigen Glasfronen eine Tafel bereitet war, welche von Silber und Krystall strahlte und Alles bot, was der vermögnsteste Gaumen sich wünschen mochte, Bald knallte und schäumte der Champagner, die Unterhaltung brauste lebhafter, die Wangen der Damen glühten und die Augen der Herren glänzten.

Zwei Stunden nach Mitternacht erst rollte die letzte Equipage aus dem Thorweg. Man hatte sich von der gnädigen Frau verabschiedet mit der Versicherung: es sei charmant gewesen. — Bald verlöschten die Lichter. Das Haus lag dunkel und still da. Ob seine Bewohner sanften, erquickenden Schlaf gefunden? —

Die gnädige Frau, als sie gegen Mittag des nächsten Tages erschien, klagte vor ihren Töchtern über Migräne und besenchtete sich die Stirn mit einer nervenstillenden Essenz. Die Töchter gaben ein flüchtiges Wort des Bedauerns, dann vertieften sie sich wieder in die Betrachtung von Costüm-Bildern, um etwas für den nächsten Maskenball herauszufinden. Mama lag abgesspannt auf dem Divan.

Der Bediente trat herein und meldete, es sei eine Frau draußen, welche ein Anliegen an die gnädige Baronin habe und sich nicht abweisen lassen wolle.

Die Baronin winkte abwehrend. Der Bediente ging, kehrte aber gleich wieder, es sei eine Frau aus dem Hinterhause, ihr Sohn sei in der Fabrik zu Schaden gekommen, sei schwer verbrannt, sie müsse die Baronin sprechen.

„So geh du hinans, Melanie, und höre, was die Person will,“ sprach die Mama mit schwacher Stimme; „diese Zubringlichkeit der Menschen ist unerträglich!“

Melanie ging ins zweite Vorzimmer, der Bediente öffnete die Flügelthür, die auf den Korridor führte, und ließ die Wartende eintreten.

„Ich bin die Meiern, gnädiges Fräulein,“ hob die Frau an, „hier aus dem Hause, nach hinten zu, im zweiten Keller an der Hohenluft. — Ach, ich bin sehr unglücklich!“ und nun brachen die Thränen los. „Mein Sohn Friedrich hat sich den Fuß total verbrannt beim Eisengießen in der Fabrik des Herrn Waters! Uns fehlt Alles, keine Leinwand, kein Verband, nichts. Ach, helfen Sie doch, helfen Sie doch!“

(Fortsetzung folgt.)

Der Christen Trost am Himmelfahrts- und Pfingstfest.

Welchen Trost haben wir Christen aus dem Festevangelium von der Himmelfahrt Christi?

Den herrlichen und seligmachenden Trost, daß Der, der uns liebt und sich selbst für und dargegeben, ewiglich unser Herr im Himmel, das Haupt der Gemeinde und seines Leibes Heiland ist; unser Prophet, der das Amt und Wort von der Veröhnung unter uns aufrecht erhält, Allen den Heiligen Geist giebt, die ihn darum bitten, und uns in alle Wahrheit leitet; unser Hoherpriester, der unser Fürsprecher beim Vater ist, immerdar für Alle bittet, die durch ihn zu Gott kommen und selig werden, und bei Gott vertritt, daß Niemand uns vor Gott verklagen und verdammen kann, und uns reichlich segnet mit allerlei guten Gaben und Früchten des Heiligen Geistes; und unser König, der alle Gewalt hat im Himmel und auf Erden, darum alle Dinge zu unserm Besten lenken kann und wird, alle seine und unsere Feinde zum Schemel seiner Füße legen wird, wenn er wiederkommt, wie er aufgefahren ist, und uns alsdann sogleich einführen wird in die ewigen Friedenswohnungen, die er uns bereitet hat im Himmel.

So mögen denn alle Gläubigen auf Erden, die da selig werden wollen, mit allen Seligen im Himmel sich freuen und fröhlich sein in dem Herrn an diesem Feste aller Heiligen und Seligen, und Fürbitte thun für alle Menschen, die von der Wahrheit irre gegangen sind, daß sie bekehret werden von dem Irrtum ihres Weges und sich wenden zu der ewigen einfältigen Wahrheit des herrlichen Evangeliums von Christo Jesu, unserm Herrn.

Welchen Trost haben wir Christen am heiligen Pfingstfeste?

Wir haben den großen, unaussprechlichen Trost, daß wir durch wunderbare göttliche Stiftung eine Kirche haben, in welcher der Heilige Geist wohnet und regieret, darin wir nicht von Gott verlassen sind; daß wir durch des Hl. Geistes Gnade und Gabe eine hl. Schrift, ein Wort Gottes, eine Predigt, ein wahres Gebet und hl. Sacramente haben, damit wir nicht in unserer verderbten Adamsnatur unverändert bleiben und ewig verloren gehen müssen, sondern von Gott beufen, gelehrt, gestraft, gewarnt, ermahnt, erleuchtet, bekehrt, geheiligt und bei Christo im rechten Glauben erhalten werden, und uns zu Gottes Kindern wiedergeboren wissen, die den Hl. Geist zum Unterpfande ihrer Erlösung und Auserwählung empfangen haben, dessen heiliger Glaubens- und Liebestrieb das ewige Leben ist. Wir sind eine Gemeinde der Heiligen, von Gott selbst geheiligt, aus Gnaden von unsichtbarer Hand zu einer ewigen Brüdergemeinschaft verbunden, haben einen Geist, einen Herrn und Heiland, einen Gott und Vater Aller, einen Glauben, einen Beruf, eine Hoffnung, werden durch rechten Gebrauch derselben Gnadenmittel, des Wortes, Gebets und heiligen Sacraments, auf demselben Heilswege der wahren Buße und des rechten seligmachenden Glaubens derselben Gnade und Erlösung, derselben ewigen Heils in Christo Jesu theilhaftig, mit denselben Früchten des Geistes geziert, mit ewiger Gerechtigkeit, Unschuld und Seligkeit begabt, gehen durch Kampf zum Sieg, durch Leiden zur Herrlichkeit, durch Tod und Auferstehung zum ewigen Leben ein. Lasset

uns wohl bedenken und behaltet, was wir haben, daß Niemand unsere Krone raube.

(Sonntagsbl. 1849.)

Die Pfingstzeit eine gesegnete Zeit.

Die Pfingstzeit ist eine gesegnete Zeit; wenn von einem Mehr oder Weniger in dieser Hinsicht geredet werden könnte, wohl die gesegnetste im ganzen Jahre. Gesegnet schon wegen der Fülle von lieblichen Gaben, die sie allenthalben vor unsern Blicken entfaltet. Nicht mehr so angenehm zwar und so lieblich wie vor wenigen Wochen ist die Natur um uns her. Abgefallen sind die Blüten von den Bäumen und Hecken. Das Angesicht der Fluren ist blasser geworden. Die frische, erquickliche Frühlingsluft verwandelt sich hin und wieder in lästige Hitze. Der Horizont bedeckt sich zuweilen mit düstern Wolken, und Berg und Thal hallen nicht selten wieder vom Donner schwerer Gewitter. Aber siehe, an Stelle der schönen Blüten treten nun nützliche Früchte. Aus dem grünen Schimmer der Aecker, der das Auge erfreute, werden nun helle Aehren, die über ein Kleines unser Herz laben sollen. Der Sonnenstrahl über unserm Haupte ist jenem Feuer zu vergleichen, das, wenn auch lästig durch seine Gluth, doch eben in dieser Gluth uns eine erquickliche Mahlzeit bereitet. Und selbst die Wolke, die den Himmel verhüllt, und der Donner, der durch die Lüfte brüllt — sie sind wie wandernde Boten, die oft unter ihrem rauhen Gewande die köstlichsten Schätze verbergen. Kurz, wenn die Natur um die Osterzeit wie eine Jungfrau im Brautschmuck vor unsern Blicken steht, die ihren Freundinnen zuruft (Weisb. 2, 7. 8.): „Auf, lasset uns die Maienblumen nicht versäumen und Kränze tragen von jungen Rosen, ehe sie welk werden“; so erscheint sie uns um Pfingsten wie eine sorgsame Hausmutter, die frühe auf ist und spät zu Bette geht und im Blicke auf ihre Kleinen dem Heilande nachspricht (Joh. 9, 4.): „Ich muß wirken, so lange es Tag ist; denn es kommt die Nacht, da Niemand wirken kann.“ Wie der 34. Psalm zum 104., so verhält sich der Frühling zum Sommer. Dort ruft man im Entzücken über die Pracht der Natur in alle vier Winde hinaus: „Schmecket und sehet, wie freundlich der Herr ist!“; hier faltet man im Blicke auf den Segen der Schöpfung stille die Hände und betet: „Herr, wie sind deine Werke so groß und viel! Du hast sie alle weislich geordnet und die Erde ist voll deiner Güter!“ Ist aber so die Pfingstzeit schon eine gesegnete Zeit, wenn wir den Blick auch nur auf die Außenseite richten, in der sie uns entgegentritt; wenn wir nur die leiblichen Gaben ins Auge fassen, die sie in ihrem Schooße trägt: ach, in wie viel erhabenerem Lichte erscheint sie uns erst, wenn wir an ihren innern verborgenem Segen, wenn wir an die geistlichen Gaben und himmlischen Güter denken, die sie einst uns gebracht hat und wieder aufs neue uns wieder bringt. Was Gott Israel verheißt hatte durch den Mund des Propheten: „Ich will Wasser gießen auf die Durstigen und Ströme auf die Dürren; ich will meinen Geist auf deinen Samen gießen und meinen Segen auf deine Nachkommen, daß sie wachsen sollen wie Gras, wie die Weiden an den Wasserbächen“ — dieses Wort des Herrn ist in der Pfingstzeit in Erfüllung gegangen. Er hat da ausgegossen seinen Geist über alles Fleisch, über seine Jünger zunächst und durch sie über alle Menschenkinder, auf daß sie heranwachsen möchten noch schöner als das Gras auf dem Felde, noch lieblicher als die Weiden an den

Wasserbächen — zu einem auserwählten Geschlechte, zu einem königlichen Priestertume, zu einem heiligen Volke, zu einem Volke des Eigentums, das ihm diene hienieden schon in heiligem Schmuck und drüben einst mit allen Engeln und Auserwählten ihn lobt und preist in Ewigkeit. Ach, daß doch das gegenwärtige Pfingstfest dazu dienen möchte, diesen Liebesgedanken des ewigen Erbarmens an recht vielen Seelen nahe und ferne durchzuführen! Daß doch jedes Kirchlein zu einem Tempel würde wie jener, da heute vor vielen Jahren der heilige Geist in Strömen auf die Jünger niederfloß — und jeder Prediger zu einem Petrus, der da mit feurigen Lippen zum Volke sprach, daß es Allen, die ihm zuhörten, durchs Herz ging, und hinzugethan wurden zu der Gemeinde an jenem Tage bei dreitausend Seelen. „Herr, in deiner Hand steht es, zu geben Israel Buße und Vergebung der Sünden; gieb unsern Augen zu schauen das Gute Jerusalems im Lande der Lebendigen!“ Amen.

Für alle, die es angeht.

Als am Anfang dieses Jahrhunderts englische Missionare nach Neu-Seeland ziehen wollten, um unter den dortigen Wilden das Evangelium zu verkündigen, suchten sie zwei Jahre lang nach einem Seekapitän, der bereit wäre, sie hinzubringen; es fand sich aber keiner, denn alle fürchteten sich vor den Menschenfressern. Als sie endlich im Jahr 1814 an der gefährdeten Küste landeten, fiel ihr erster Blick auf die Reste eines Schiffes, dessen Besatzung zum größten Theil von den Kannibalen verzehrt worden war. Jetzt leben dort Tausende, die sich zum christlichen Glauben bekennen und die Bibel in ihrer Landessprache lesen.

Wie diese Christen, deren Väter noch vor kurzem in allen Greueln eines finstern Heidentums lebten, manche Angehörige solcher Völker, denen schon seit vielen Jahrhunderten das Licht des Evangeliums leuchtet, beschämen können, mag folgender Vorfall veranschaulichen.

Vor einigen Jahren ankerte ein englisches Schiff in der Nähe von Neu-Seeland, und der Kapitän lud mehrere der Vornehmsten aus den Bewohnern der Insel zu einer Mahlzeit an Bord seines Schiffes ein. Als die Tafel gedeckt war und man sich zum Essen niedergesetzt hatte, saßen die Neu-Seeländer unbeweglich, als ob sie noch auf etwas warteten. Der Kapitän war der Meinung, die Gäste wollten höflicherweise nicht zulangen, ehe sie dazu aufgefordert wären, und nöthigte also in üblichen Worten. Da standen plötzlich alle auf, und einer von ihnen sprach ein Tischgebet; dann erst ließen sie sich schmecken. Der Kapitän, welcher die Geschichte selber erzählt hat, bekennt: „Ich bin niemals so beschämt gewesen, als bei dieser Gelegenheit, wo ich mit meinen Offizieren hatte essen wollen, ohne erst ein Gebet verrichtet zu haben, während diese kaum aus dem tiefsten Heidentum herausgeführten Leute nicht essen wollten, ehe sie gebetet hatten.“

Und wir dürfen wohl fragen: Würden nicht jene Heidenthristen auch manche Familie schamroth machen, die hier in Amerika, und hier in Wisconsin zu einer alten christlichen Gemeinde gehört, in der vielleicht der Vater Gemeindevorsteher ist, wo aber auch nur allenthalb, wenn der Pastor zum Besuch da ist, ein Tischgebet gesprochen wird?

G.

Dr. Carl Ferdinand Wilhelm Walthher.

Wie wir in der vorigen Nummer unseres Blattes noch kurz melden konnten, ist am 7. Mai dieses Jahres ein Mann aus diesem Leben abgerufen worden, der in der lutherischen Kirche Amerikas, so lange es eine solche giebt, seinesgleichen nicht gehabt hat, und dessen von Gott mit großem Segen gekrönte Arbeit noch auf lange Jahre hinaus weitere Segensfrüchte tragen wird, falls Gott seiner Kirche überhaupt noch lange Jahre der Pilgrimschaft im Zammerthal beschieden hat. Und wie die Christenheit, und insonderheit die lutherische Kirche zu aller Zeit die Männer, welche Gott mit besonders herrlichen Gaben ausgerüstet und zur Lösung großer Aufgaben bestimmt hatte, dankbar in Ehren gehalten hat, so will es auch uns geziemen, das Gedächtnis dieses Gottesmannes in dieser unserer an großen Männern so armen Zeit würdig zu ehren und treu zu bewahren. Zu dem Ende wird denn zunächst eine Darstellung seines Lebens und Wirkens, so gut wir dieselbe jetzt zu geben vermögen, auch unsern Lesern willkommen sein.

Carl Ferdinand Wilhelm Walthher stammte aus einer alten Pastorenfamilie. Nicht nur waren Vater und Großvater lutherische Prediger, sondern bereits in älterer Zeit hatten sich Glieder dieser Familie dem Pfarramate gewidmet. Dem Pastor Gottlieb Heinrich Wilhelm Walthher zu Langenschursdorf, im Königreich Sachsen, und seiner Ehefrau Wilhelmine, geb. Zschenderlein, aus dem Hause der „Triller“, deren Anherr den Prinzenräuber Kunz von Kaufungen (1455) so „weidlich getrillert“ hatte, wurde am 25. Oktober 1811 ihr jüngstes Söhnlein geboren, das in der Taufe den Namen Carl Ferdinand Wilhelm erhielt. Aus diesem wurde ein munterer lebhafter Knabe, der sich lieber mit seinen Altersgenossen im Freien umhertummelte, als drinnen bei der Mutter blieb. Später als Gymnasiast galt er bei seinen Mitschülern für einen unermüdbaren Fußgänger und waghalsigen Kletterer. Er erstieg die höchsten Tannen, gab, oben angelangt, der Spitze einen Schwung, ergriff die einer nebenanstehenden Tanne und stieg an dieser wieder herunter.

Aus seiner frühen Knabenzeit erzählte er selber folgende merkwürdige Lebensrettung: „Eines Tages spielte ich mit meinem älteren Bruder und einem andern Knaben in der Nachbarschaft des Pfarrhauses. Wir ritten auf Stöcken, tummelten unsere Pferde lustig umher und fütterten sie dann mit ‚Semmeln‘ (d. i. Schachtelhaln). Auf der einen Seite unseres Tummelplatzes war ein steiler, ziemlich hoher Abhang, an dessen Fuße ein tiefes Wasser floß. Wir wollten unsere Kunst und unseren Muth zeigen und ritten nahe und immer näher an diesen Abhang heran. Plötzlich verliere ich das Gleichgewicht und stürze hinab! Sobald meine Kameraden das sehen (so erzählten sie später selber), laufen sie erschrocken und schreiend davon, nur an die Strafen denkend, die sie zu erwarten hatten, weil sie auf den kleinen Ferdinand nicht besser acht gegeben. In derselben Minute aber kommt unten ein Mann, um Wasser zu schöpfen. Er hatte meinen Sturz nicht gesehen; aber indem er seinen Eimer ins Wasser taucht, stößt er auf einen festen Gegenstand. Er

fißt nach denselben und — zieht mich, bereits besinnungslos, heraus.“ Gott hatte seine Absichten mit dem Kinde, deshalb ließ er es nicht ertrinken. Als dieser Knabe später Professor in St. Louis war, wurde er beim Baden von dem seligen Professor A. Biewend einem sicheren Tode durch Ertrinken in den Fluthen des Mississippi entrisen.

Bis zum achten Jahre besuchte der Knabe die Dorfschule, während ihn der Vater ihm Lateinischen unterrichtete. Dann aber ging es nach Hohenstein zum Onkel auf die Rektorschule und von da nach zwei Jahren nach Schneeberg zum Schwager Schubert, wo der Knabe bei seiner Schwester Theresia mütterliche Pflege und Erziehung fand. Als er das Gymnasium verließ, lag ihm kein Gedanke ferner als der, Theologe zu werden; vielmehr hatte er sich entschlossen, Medizin zu studiren.

Doch Gott hatte ein anderes mit ihm im Sinn. Im väterlichen Hause traf Ferdinand seinen älteren Bruder Hermann, der seit zwei Jahren Student in Leipzig war. Dieser hatte eine Anzahl christlicher Traktate mitgebracht, die nun auch von dem jüngeren Bruder begierig gelesen wurden. Entscheidend aber wurde für ihn „Das Leben Oberlins“, von Schubert erzählt. Als er dies Buch gelesen hatte, hieß es bei ihm: „Jetzt werde Doktor, wer da will; ich werde Pastor!“

Nach Verlauf der kurzen Ferien zog er dann auch mit Bruder Hermann nach Leipzig und wurde von diesem sofort in den Kreis christlicher Studenten eingeführt, wo er die Bekanntschaft des jetzt noch lebenden Pastor D. Fürbringer und der bereits selig entschlafenen Pastoren Fried. Bünger und Th. Brohm machte. Unter den Professoren der Theologie in Leipzig waren damals Aug. Hahn und Fr. Wilh. Lindner, C. G. W. Theile, Illgen, Winer u. a. Die meisten waren grobe Nationalisten.

Mit voller Energie warf sich der junge Student auf seine Studien und hielt sich zu dem Häuflein erweckter Studenten, die von ihren weltlich gesinnten Genossen theils als verächtliche Heuchler gehaßt, theils als verführte religiöse Schwärmer bemitleidet wurden. Unser Studiosus verschlang die Schriften der Pietisten Arndt, Scriber, H. Müller, Fresenius, Spener u. a. und gerieth immer mehr in ein gesetzlich düsteres Christentum, ja endlich in solche Seelennoth, daß er am Rande der Verzweiflung stand. Auch körperlich wurde er immer elender. Am Ende des zweiten Studienjahres war er wie ein Skelett. Auf den Wangen und in den Augen zeigte sich die Schwindsucht, und als Todeskandidat mußte er in die Heimat zurückkehren.

Doch nicht zum Sterben, sondern zum Leben war er ausersehen. Auf ganz unerwartete Weise brachte ein höchst einfaches Rezept die bereits für unmöglich gehaltene Genesung. Zugleich aber machte der Patient in dem Bibliothekzimmer seines Vaters einen für ihn und viele andere, deren Führer er werden sollte, entscheidenden Fund. Er fand nämlich die Jenaische Ausgabe der Schriften Luthers. Er las sie mit größter Begierde und machte sich bereits damals viele Auszüge, die er dreißig, vierzig Jahre später falschen Lutheranern und Schwärmgeistern gegenüber zu verwenden pflegte. Als er bald nachher nach Leipzig zur Vollendung seiner Studien zurückkehrte und dem Häuflein erweckter Kameraden seine Auszüge mittheilte, waren diese ihnen wie ein wahres Evangelium und hatten zu-

gleich die Wirkung, daß unter denen, die sich bisher nicht um Lehrunterschiede gekümmert hatten, die Bekenntnisfrage aufgeworfen wurde. Die Folge war eine Sichtung; aber nur wenige sprangen ab; die Lutheraner dagegen schlossen sich um so inniger zusammen.

Als ein orthodoxer Lutheraner war Walthher deshalb auch seinen Examinatoren bekannt, vor denen er 1833 sein Examen vortrefflich bestand, obwohl sie ihm nicht gewogen waren. Mit guten Zeugnissen versehen, verließ er die Universität. Noch im Herbst desselben Jahres aber wurde er Hauslehrer in Kahla bei dem Bürgermeister und Rath Löber. Hier lernte er auch dessen Bruder, Pastor in Eichenberg, nur ein Stündchen von Kahla, kennen, dessen Gottesdienste er meistens besuchte. Von diesem, dem er sich rath- und hilfeschend angeschlossen, wurde er wegen seiner Anfechtungen an den Pastor Martin Stephan in Dresden gewiesen. Nicht aus Vertrauen zu Stephans Person, ja ohne sonderliche Hoffnung, bei diesem zu finden, was er suchte, nämlich Rath aus Gottes Wort, wandte sich Walthher an diesen. Stephan antwortete bald: „Mein redlicher Walthher!“ berieth ihn auch so gut, daß, als Walthher das Antwortschreiben gelesen hatte, es ihm nicht anders war, als sei er plötzlich aus der Hölle in den Himmel versetzt. Dennoch brachte diese erste briefliche und später auch die persönliche Bekanntschaft die beiden Männer einander nicht näher.

Im Jahre 1836 bestand Walthher das Anstellungs-Examen vor dem Oberhofprediger von Ammon. Bald darauf forderte ihn der sächsische Kabinetminister Graf Detlef von Einsiedel auf zu einer Gastpredigt, auf welche hin er sodann Pastor zu Bräunsdorf wurde. Der junge Pastor kam in eine ganz grenzenlos verwilderte Gemeinde.

Bald aber zeigte sich die Wirkung des von ihm mit großem Ernst und Freudigkeit gepredigten Worts. Die Kirche füllte sich; es zeigte sich aber auch Widerstand und Feindschaft. Ein gottloser Schullehrer, unterstützt von dem ungläubigen Superintendenten, machte dem Pastor viel Noth. Durch die Antriebe seiner Gegner wurde er in kostspielige Prozesse verwickelt. Dazu kamen nun noch die traurigen Zustände der sächsischen Landeskirche überhaupt, unter denen ein treulutherischer Pfarrer nur unter stetem Gewissensdruck und allerlei Hindernissen amtiren konnte.

Diese, und nicht eine schwärmerische Anhänglichkeit an Martin Stephan, brachten auch in Walthher den Entschluß zur Reise, auszuwandern. Er wäre auch ohne Stephan allein ausgewandert. Als aber Stephan im Herbst 1838 das Signal zum Aufbruch gab, schloß sich auch der Pfarrer von Bräunsdorf mit einem Häuflein Gemeindeglieder den Auswanderern an und gelangte glücklich nach Bremen.

Auch hier haben wir wieder eine wunderbare Führung Gottes zu erwähnen. Walthher hatte nämlich einigen Leuten auf dem Schiffe „Amalia“ versprochen, ihr Seelsorger zu werden. Als er aber in Bremen ankommt, heißt es: „Du kannst nicht mit!“ Er eilt auf das Schiff „Johann Georg“. Auch hier heißt es: „Alle Plätze sind besetzt!“ Da erbietet sich ein junger Mann, dem Pfarrer Platz zu machen, und begiebt sich an Bord eines anderen Schiffes. Am 3. November ging der „Johann Georg“ in See und erreichte am 5. Januar 1839 glücklich den Hafen von New Orleans. Von der „Amalia“ hat man nie wieder etwas gehört noch gesehen.

Stephan hatte sich unterwegs zum Bischof wählen lassen. Als man aber von New Orleans den Mississippi hinauffuhr und sich der Stadt St. Louis näherte, die zum allgemeinen Sammelplatz bestimmt war, da ließ er ein Dokument aufsetzen, durch welches sich die Unterzeichneten ihrem „von Gott geschenkten“ (?) Bischof mit Herz und Leben verschrieben. Walthers weigerte sich, die Unterschrift zu leisten. Jedenfalls ist dadurch Stephans Argwohn vermehrt worden. Er schien überhaupt zu fühlen, daß „der kleine Walthers“ ihm gefährlich werden könne.

Es war Gottes wunderbare Fügung, daß Stephans kommunistisch-chilastische Pläne nicht hinausgingen; daß aber durch den Dienst des Mannes, den Stephan fürchtete und haßte, dieses Amerika eine Herberge für die treuen Söhne der Reformation wurde und hier eine treulutherische Kirche entstand. Der achtundzwanzigjährige Walthers war in Gottes Hand das Werkzeug zur Entlarvung Stephans. In ihm lebte ein anderer Geist als in Stephan und seinen Anbetern. Als er Stephans Schande erfuhr, erklärte er sofort: „Und wenn Ihr alle bei Stephan bleibt, so gehe ich dennoch keinen Schritt mehr mit ihm; selbst nicht, wenn ich insolge dessen in einem Straßengraben sterben und verderben müßte.“

Und als auf die Ueberführung und Absezung Stephans in der Ansiedlung eine furchtbare Ernüchterung und sodann die allergrößte Verwirrung eintrat, als selbst die Prediger und Kandidaten in die allergrößte Gewissensnoth geriethen und die ganze Gesellschaft aus den Fugen zu gehen drohte; als man glaubte, man sei gar keine kirchliche Gemeinde mehr, sondern ein zusammengelaufener Haufe, verloren in Zeit und Ewigkeit — da war es wiederum der junge und beliebte Pastor Walthers, der sich vor den Riß stellte und das Verderben aufhielt.

Walthers hatte schon eine Zeitlang sein Pfarramt krankheits halber nicht versehen können. Er hielt sich bei seinem Schwager Pastor E. W. Rehl in Frohna auf. Hier benutzte er die lichten Augenblicke, die er hatte, sich in der großen und ausserlesenen Bibliothek desselben in die Lehre der reformatorischen Väter und besonders Luthers hineinzuarbeiten und zu vertiefen. Mit einem Vorrath gründlich lutherisch-theologischer Zeugnisse, die bei ihm in Fleisch und Blut übergegangen waren, ausgerüstet, als ein Schüler Luthers, trat er in einer öffentlichen Disputation insonderheit dem gewandten Advokaten Adolf Marbach gegenüber und that mit überzeugender Klarheit dar, daß trotz aller Verwirrungen und Sünden diese Auswanderergemeinde dennoch eine Kirche sei.

Doch der Mann, der so dieser Ansiedlung zum Retter geworden war, sollte nicht in Perry County allein, wo er anfangs in einem Zimmer wohnte, welches Studirzimmer, Küche, Kirche und Sakristei zugleich war und wo eine größere Kiste sein Schreibtisch, eine niedrigere, kleinere aber sein Stuhl sein mußte — dieser Mann sollte nach Gottes Willen einen größeren Wirkungskreis bekommen und vielen Tausenden in diesem Lande ein Retter werden.

Am 21. Januar 1841 war der ältere Bruder, Hermann Walthers, bis dahin Pastor in St. Louis, gestorben. Am Sonntag Jubilate dieses Jahres trat Ferdinand als berufener Nachfolger seines Bruders sein Amt an. Auch hier hatte er mancherlei heiße Kämpfe zu bestehen. Die „Sachsen“ oder, wie sie auch genannt wurden, die „Stephaniisten“, waren ein verachtetes, viel geschmähtes Häuflein. Dazu kam Konventikelwesen und Schwärzerei in die Gemeinde selber.

Dennoch gedieh diese bald so weit, daß am 2. Advent 1842 die erste lutherische Dreieinigkeitskirche eingeweiht werden konnte. Mit der Uebernahme des Pfarramtes an dieser Gemeinde hatte für Walthers eine vielumfassende Thätigkeit begonnen.

Er muß ein feuriger, hinreißender Prediger gewesen sein in seinen jungen Jahren, der Mann, in dem noch als Greis auf der Kanzel das Jugendfeuer aufglühte. Und was hat Walthers gepredigt? Davon geben seine beiden Postillen, von denen die Evangelienpostille in elf Jahren die achte Auflage erfahren, in etwa 23,000 Exemplaren verkauft worden und 1878 auch in norwegischer Sprache erschienen ist, Zeugnis. Seine zahlreichen sonst veröffentlichten Predigten, seine Synodalreden und Ansprachen, sie alle zeigen, daß Walthers ein unter Anfechtung und Gebet, sowie unter fleißigem Studium der Schrift, Luthers und der Alten gereifter und erfahrener Theologe war.

Die traurigen Zustände der lutherischen Kirche dieses Landes zur Zeit, als Walthers Pastor in St. Louis wurde, die Noth seiner theuren Glaubensgenossen, die Kämpfe, die er damals nach innen und außen zu bestehen hatte, ließen in ihm den Wunsch reifen, mit dazu beitragen zu können, daß das rechte Luthertum auch über die Grenzen seiner Gemeinde hinaus bekannt werde. Im Jahre 1844 wurde er von einer schweren Krankheit befallen. Als es schien, daß er wieder genesen werde, bat er Gott, er möge ihm, wenn er wieder aufkommen sollte, auch die Kräfte und Mittel schenken, wenigstens vier Nummern einer solchen Zeitschrift zu schreiben und erscheinen zu lassen, in welcher er die lutherische Kirche, den Verlästerungen und Verzerrungen der Feinde gegenüber, ins rechte Licht stellen könnte. Zum Erstaunen der eigenen Brüder wurde sein Gebet erhört. Am 1. September 1844 erschien die erste Nummer des jetzt in seinem 43. Jahrgang stehenden und in etwa 18,000 Exemplaren verbreiteten „Lutheraners“. „Wie ein Kind habe ich mich gefreut,“ sagte er später, „als die erste Nummer gedruckt vor mir lag.“ Was dieses von Walthers ins Leben gerufene, lange Jahre von ihm allein redigirte Blatt für Segen gestiftet hat, wird einst die Ewigkeit offenbaren.

Doch Walthers war zu noch Größerem berufen. Hauptsächlich durch den „Lutheraner“ wurden die anderen treulutherischen Prediger, Wynken, Sihler, der nachherige Kollege und innige Freund, Professor Crämer, jetzt treuwerdender Direktor des Predigerseminars zu Springfield, Ill., auf die eingewanderten Sachsen aufmerksam; ja, der „Lutheraner“ wurde das erste Bindeglied zwischen beiden Theilen. „Im Frühjahr 1846,“ so berichtet Dr. Sihler, „machten unserer drei, Pastor A. Ernst, Lochner und ich uns auf den Weg nach St. Louis, dahin Pastor Walthers auch die sächsischen Amtsbrüder zu einer Konferenz eingeladen hatte.“ Dr. Sihler berichtet ferner, welche bedeutenden Eindruck Pastor Walthers auf sie gemacht habe. Als man den Entwurf der Grundzüge für einen rechtgläubigen Gemeindeverband berieth, habe Walthers das Ganze dadurch belebt und gestaltet, daß er jedem Punkte die reine lutherische Schriftlehre vom Wesen der Kirche, des öffentlichen Predigtamtes, des Kirchenregiments und kirchlicher Ordnung zu Grunde legte. Es war daher kein Wunder, daß, als 1847 die „Deutsche evangelisch-lutherische Synode von Missouri, Ohio u. a. St.“ gegründet wurde, in der letzten Sitzung Walthers zum Präses derselben gewählt wurde.

Auf der zweiten Versammlung dieser Synode 1848 zu St. Louis wurde unter anderem auch die Verlegung des im Jahre 1839 in Altenburg, Perry

Co., Mo., von den sächsischen Gemeinden gegründeten Colleges und theologischen Seminars nach St. Louis beschlossen, da diese Anstalt unterdessen der Synode übergeben worden war. Ein Jahr darauf vollzog sich die Uebersiedelung und Pastor Walthers wurde zum theologischen Professor berufen. Seine Gemeinde willigte in die Annahme des Berufes mit der Bedingung, daß er fernerhin als Pfarrer an der Regierung der Gemeinde amtlich sich betheilige und allmonatlich in den beiden Gemeinden, die aus der ersten entstanden waren, eine Predigt übernehme. Als am 8. November 1849 der Grundstein zum College-Gebäude gelegt wurde, sagte Professor Walthers am Schlusse seiner Rede: „Möge unsere Kirche an dieser Stätte eine treue Pflgerin der Kunst und Wissenschaft sein — mögen diese aber auch hier nie der Höhe werden, dem man Altäre baut, sondern allein das Mittel, daß die Kirche auf dem Grunde der Apostel und Propheten auch in diesem Abendlande gebaut, herrlich ausgeziert und tapfer und siegreich vertheidigt, die wahre Aufklärung und Wohlfahrt der Welt befördert, vor allem aber Gottes Ehre verbreitet und sein Name hoch gelobet und gepriesen werde bis an das Ende der Tage! Amen.“

Den obigen Mittheilungen, die wir einem vor mehreren Monaten in der „Abendschule“ veröffentlichten Abriß der Lebensgeschichte Dr. Walthers entnommen haben, sei hier noch folgendes hinzugefügt.

Sehr vielseitig war die Thätigkeit, welche Walthers von seiner Berufung zum Professor der Theologie bis kurz vor seinem Tode entfaltet hat. Groß ist die Schaar derer, die unter seiner Leitung herangereift sind zu Predigern des Evangeliums. Und zwar ist Walthers nicht nur, so lange sie als Studenten zu seinen Füßen saßen, ihr Lehrer gewesen, sondern auf mehrfache Weise haben sie auch späterhin von ihm Anregung, Förderung in der Erkenntnis, Rath in schweren Fällen erfahren können. So hat er auf zahlreichen Synodalversammlungen, denen er beizumohnen hatte, aus seinem reichen Schatz mit vollen Händen ausgeheilt, und wenn er da aus Gottes Wort und den Bekenntnissen unserer Kirche und aus den Schriften der Lehrväter und aus seiner reichen Erfahrung schöpfend bald grundlegend, bald veranschaulichend, bald den Irrtum abweisend redete, mußte er so klar und faßlich, zugleich so tief gründlich, so frisch und packend die Dinge zu behandeln, daß der Einfältige wie der Gelehrte ihm mit gefesselter Aufmerksamkeit lauschte und nicht müde wurde zu hören. Man darf wohl sagen, daß wer Walthers nicht in solchen öffentlichen Lehrveranstaltungen gehört hat, ihn gerade von der Seite nicht kennen gelernt hat, auf welcher seine Gaben und seine theologischen Leistungen im hellsten Lichte sich zeigten. Daneben wurde er Jahr aus Jahr ein vielfach in Anspruch genommen von solchen, sowohl Pastoren als Laien, die über einzelne Lehrpunkte, über schwierige Gewissensfälle, Schwierigkeiten im Gemeindeleben u. a. m. Aufklärung und Rath suchten, und die Gutachten, welche er auf solche Veranlassungen hin erteilt hat, würden gewiß, wenn ihre früher einmal in Anregung gebrachte Sammlung zur Ausführung käme, ein ansehnliches Buch geben, eine praktische Fortsetzung seiner „Pastoraltheologie“.

Mit Nennung dieser Schrift ist schon ein weiteres Gebiet zur Sprache gebracht, auf welchem Walthers fruchtbar thätig gewesen ist und einen weitreichenden Einfluß geübt hat. Es wird wenig theologische Gegenstände und Fragen geben, über die Walthers als Schriftsteller sich nicht hätte vernehmen lassen. Nicht nur hat er in einer Anzahl werthvoller Bücher, wie in der

genannten Pastoraltheologie, in seinem Buch „von Kirche und Amt“, in der Schrift „die rechte Gestalt einer vom Staate unabhängigen ev.-luth. Orts-gemeinde“ und zahlreichen Schriften geringeren Umfangs Lehre und Wehre geübt, sondern er hat auch in dem von ihm ins Leben gerufenen Zeitschriften, dem „Lutheraner“ und der „Lehre und Wehre“, in zahlreichen Ab-handlungen die reine Lehre dargestellt, Irrlehren be-kämpft, mancherlei Erscheinungen im kirchlichen Leben beurteilt. Dabei hatte er stets das Interesse, der Kirche mit seiner Arbeit wirklich zu dienen; er schrieb nicht um nur zu schreiben, oder um seine Gaben und seine Gelehrsamkeit zur Schau zu stellen, oder aus Lust am Streiten und Kritischen, sondern die jeweiligen Bedürf-nisse der Kirche, besonders der lutherischen Kirche un-seres Landes, waren es, wodurch er sich in der Wahl der Gegenstände, die er behandelte, bestimmen ließ. Damit ist er allen, die als Prediger und Lehrer unserer Kirche thätig sein sollen, ein höchst nachahmenswerthes Vorbild geworden, ein Vorbild, wie es in derselben Hinsicht Luther seiner Zeit gewesen ist.

Groß war denn auch der Segen, den Gott auf Walthers treue und fleißige Arbeit gelegt hat. Zwar sollen die Gaben und das Wirken derjenigen Männer, die ihm als Mitarbeiter zur Seite stan-den, nicht verkannt und gering geschätzt werden; denn das hieße undankbar sein gegen Gott und seine treuen Diener, die auch im Dienste des Herrn und seiner Kirche ihre Kräfte verwandt haben. Aber gerade sie waren und sind gewiß die allerersten in den Reihen der- jenigen, die mit Herzen und Mund anerkannten und anerkennen, daß Walthers Gaben und seine vielseitigen und andauernden Arbeiten vornehmlich es waren, wo- durch Gott das Werk der Synode, welcher zunächst er angehörte, so wunderbar gefördert, Lehrer und Hörer in gesund lutherischer Lehre gegründet, vor Abwegen bewahrt, zu emsiger, gemeinsamer Thätigkeit ange- spornt, in der Eintracht erhalten, von Jahr zu Jahr gemehrt hat. Vornehmlich durch seine Schriften hat Walthers auch weit über die Grenzen seiner Synode hinaus hier in Amerika, auch in Deutschland, ja bis hinüber nach Australien einen Einfluß geübt, der keineswegs gering anzuschlagen ist, obgleich er sich in den weiteren Kreisen nicht so deutlich verfolgen läßt wie da, wo Walthers seine kirchliche Heimat hatte und in be- sonderem Sinne geistlicher Vater war, in der Missouri- Synode.

Am 25. Oktober vorigen Jahres hatte der greise Doctor das fünfundsiebzigste Jahr seines Lebens, eines Lebens voll Mühe und Arbeit, zurückgelegt; er sollte den Kreislauf eines Jahres auf dieser Erde nicht mehr durchmessen.

(Schluß folgt.)

Das Fischgebät.

„Si Buern sind doch heel und deel noch torügg: dat Fischgebät is ja all nich mehr Mode.“

„Mag sin; aber so lange dat Eten Mode blimt, blimt og dat Fischgebät bi mi Mode.“

„Is denn dat bi Jüm in allen Hüsern of so?“

„Dörchweg.“

„Denn sünd da in Jun Dörp wohl gar kene Ge- bildete?“

„Gebildete? Ja, wat sünd Gebildete? Sünd wi doch all na Gottes Bild schaffen!“

„Nu ja, dat hett Ju de Pastor seggt, un in

geistlichen Verstanne mag dat richtig sin. Ik meen amer si n Gebildete.“

„Se meent de Art, de nich bäet? O, von de Art hewwt me of“

„Dat freut mi. Amer veel sünd dat wohl nich?“

„O doch. Se könnt se Hus bi Hus finnen; denn all uns Pär un Köh un Swien, de bäet nich.“

(Monatsbote.)

Kürzere Nachrichten.

— Vom 4. bis 14. Mai tagte zu Fort Wayne, Ind., die Delegatensynode der ev.-luth. Synode von Missouri, Ohio u. a. St., die sich nur alle drei Jahre versammelt, um die zahlreichen Geschäfte, welche sich in diesem Zeitraum anzusammeln pflegen, zu erledigen. Es war die diesjährige Versammlung wohl die wich- tigste, welche seit Einrichtung der Delegatensynode statt- gefunden hat; denn mit dem Ableben des Mannes, dessen Lebensgeschichte wir in dieser Nummer unseres Blattes dem ersten Theil nach bringen, ist die Körper- schaft, zu deren Auf- und Ausbau er mehr als sonst ein Mensch beigetragen hat, in einen neuen Abschnitt ihrer Geschichte eingetreten. Nach Schluß der Ver- sammlung begab sich ein großer Theil der Delegaten von Fort Wayne nach St. Louis, um dem Leichenbe- gängnis des Herrn Dr. Walthers, das man, um solche Theilnahme zu ermöglichen, bis zum 17. Mai ver- schoben hatte, beizumohnen.

Zwar haben mehrere politische Zeitungen schon manches über die Verhandlungen der Synode veröffent- licht; wir ziehen es jedoch vor, die Berichte in den kirchlichen Synodalblättern abzuwarten, und auf Grund derselben gedanken wir seiner Zeit Einzelheiten, die auch für unsere Leser von Interesse sein werden, zu deren Kenntnis zu bringen.

— Die Norwegisch-dänische Con- ferenz, eine skandinavische kirchliche Körperschaft unseres Landes, steht in Begriff, den Studenten Hög- stadt als Missionar nach Madagaskar zu entsenden. Einem Uebereinkommen nach, das mit der Oberleitung der norwegischen Missionsgesellschaft getroffen ist, soll der neue Missionar von der Conferenz examinirt und darauf von der Gesellschaft unter denselben Bedingun- gen wie die übrigen Missionare in ihren Dienst ge- nommen, auch den letzteren in allen Stücken gleichge- stellt werden.

— Das schwedische College in Lindeborg, Kansas, von welchem wir seit einiger Zeit berichteten, wird gegenwärtig von über dreihundert Studirenden besucht. Ein neues Anstaltsgebäude, das 60 bei 154 Fuß mißt, schreitet rasch seiner Vollendung entgegen.

— Die Stadt Wichita in Kansas hat Aussicht darauf, eine Stadt der Weisen und solcher, die es wer- den wollen, zu werden. Sieben höhere Lehranstalten, Colleges und Seminarien, haben ihren Sitz daselbst, und jetzt ist die Rede davon, daß die Baptisten eine Uni- versität dort errichten wollen.

— In Washington hat man ein altes Sonntagsgesetz, das ziemlich in Vergessenheit gerathen war, wieder aufgefischt, und die Behörden geben sich Mühe, es durchzuführen. Zwar haben einige Apo- theker und Krämer, die am Sonntag offen gehalten und darauf hin verklagt wurden, sich damit zu verthei- digen gesucht, daß sie nach dem betreffenden Gesetz zwar gehalten seien, am „Sabbath“ das Geschäft zu schließen; der „Sabbath“ sei aber der siebente Wochen- tag, und sie seien verklagt, weil sie am Sonntag, dem

ersten Wochentag, ihr Geschäft betrieben hätten. Doch der Richter ließ dies Argument nicht gelten, son- dern wies aus Websters Wörterbuch nach, daß nach englischem Sprachgebrauch das Wort Sabbath auch zur Bezeichnung des Sonntags stehe, und verurteilte die Angeklagten zu je \$20.00 Geldstrafe oder dreißig Tagen Arbeitszwerk.

— In der Stadt Berlin haben die Bäcker an die kirchlichen Behörden das Gesuch gestellt, daß für sie an dem einzigen Tage, an welchem sie für einen Kirch- gang die nöthige arbeitsfreie Zeit hätten, nämlich am Donnerstag, ein besonderer Gottesdienst möchte gehal- ten werden. Das Gesuch ist bewilligt worden, und die Gottesdienste sollen gut besucht sein.

— Seit vierzig Jahren wird an der Restauration des 1377 gegründeten, seit 1492 unfertig gebliebenen erhabenen Denkmals der Gotik, der schönsten Kirche der evangelischen Christenheit, dem Mün- ster zu Ulm, gearbeitet, welches durch den muthigen raschen Beitritt des Ulmer Rathes zur Reformation am 30. November 1530 dem Protestantismus gerettet worden ist, während andere berühmte Denkmale, wie das Mün- ster zu Freiburg, Frankfurt und Regensburg uns ver- loren gingen, und Straßburg nach längerem evang. Besitz wieder an die Katholiken zurückfiel. Der Mün- ster in Ulm ist aber nicht allein die schönste, sondern auch die größte Kirche der evang. Christenheit; denn bei einem Flächeninhalt von 57,000 Quadratfuß hat er für 28,000 Menschen im Inneren Platz. Der letzte vollständige Ausbau des Ulmer Gotteshauses, die Vollendung im Inneren und besonders des Thurmes nach dem Rathh. Böhlicherschen Originalriß, der im Besitz des Münsters sich befindet, ist schon seit mehreren Jahren in Angriff genommen. Der Thurm ist auf 534 Fuß berechnet und wird mit dieser Höhe alle Thürme und Kunstbauten der Erde überragen.

— Der sogenannte apostolische Vikar für Schweden, Pater Bitter, hat im Februar zu Goeteburg Confirmation gehalten und es dabei an Pomp nicht fehlen lassen. Ueberhaupt machen die Römischen be- deutende Anstrengungen, jene nordischen Gebiete, die ihnen in der Reformationszeit entwunden worden sind, wieder zu erobern. Zwar sind bis jetzt noch sehr wenig Uebertritte Erwachsener zum Papsttum vorgekommen; aber die Sendlinge Roms richten ihr Augenmerk be- sonders auf die Kinder, und da haben sie leider von nicht geringen Erfolgen zu berichten. In allen größe- ren Städten des Landes sind Ordensschweftern thätig, die mit ihren Bekehrungsmitteln, worunter besonders Kleidungsstücke und Raschwerk genannt werden, beson- ders unter dem armen Volk ihre Mission treiben.

— In Südrußland haben sich die Eisen- bahnbediensteten beklagt, daß bei den weiten Strecken, die sie zu befahren hätten, und da sie von ihrem Dienst unausgesetzt in Anspruch genommen seien, es ihnen unmöglich sei, je den öffentlichen Gottesdienst zu be- suchen. Darauf hin hat man die Einrichtung getrof- fen, daß an Sonn- und Festtagen Wagen, die als Kir- chen ausgestattet sind, den Eisenbahnzügen angehängt und in denselben für die Angestellten Gottesdienste ge- halten werden.

— Nach den in Paris herausgegebenen Archives Israelites, wo die betreffenden Zahlen gewiß nicht niedrig gegriffen werden, beliebe sich die gegenwärtig auf der Erde lebende Judenschaft nicht so hoch, wie man sonst angenommen hat, nämlich auf 6,300,000, nicht auf sieben bis acht Millionen.

Auf Europa kommen nach dieser Zählung 5,400,000 Juden, auf Asien 300,000, auf Afrika 350,000

und auf Amerika 250,000. Die Zahl der in Australien lebenden Juden ist nicht bekannt, jedoch jedenfalls nur gering. Von den europäischen Staaten beherbergt Rußland die meisten Juden, nämlich 2,552,000, von denen 768,000 in Polen wohnen. Dann folgt Oesterreich-Ungarn mit 1,644,000 (davon 688,000 in Galizien), dann Deutschland mit 562,000, dann Rumänien mit 263,000, dann die Türkei mit 105,000, dann die Niederlande mit 82,000, dann Frankreich mit 63,000, dann Italien mit 40,000. In Palästina sollen sich nur 25,000 Juden aufhalten.

— Eine großartige Missionswirksamkeit entfaltet auch die Kirche des Lügenpropheten Muhamed. In Kairo haben die Muhamedaner eine Universität, die von 10,000 Studenten besucht ist, und aus einer einzigen Anstalt gleicher Art in Tripoli gehen, wie eine englische Zeitung berichtet, alljährlich mehr als tausend Missionare hervor, die dann ihre Kräfte der Ausbreitung des Islam widmen. Der bekannte Afrikareisende Thompson berichtet, daß in Gegenden, die den christlichen Missionsgesellschaften unbekannt sind, Muhamedaner wirken und die armen Heiden aus der Finsternis des Heidentums in die Nacht des Islam führen. Das sollten wir Christen doch ernstlich bedenken, und wie uns der Heiland den ungerechten Haushalter als ein Vorbild der Klugheit vorhält, so dürfte uns auch das verblendete Muhamedanervolk als ein Vorbild des Missionseifers vor Augen gestellt werden.

— Während der Christenverfolgung in Sinterindien vom Jahre 1885 haben nach einem vor kurzem veröffentlichten Bericht zehn Missionare, zwölf eingeborene Priester, sechzig Katecheten und dreißigtausend andere Christen ihr Leben verloren. Zerstört wurden 250 Kirchen oder Kapellen, 2 Seminaristen, 40 Schulhäuser, 70 Wohnhäuser von Missionaren, 17 Kinderbewahranstalten und 55,000 Privatwohnhäuser verfolgter Christen.

— Das Neue Testament ist in einer revidirten chinesischen Uebersetzung herausgegeben worden, und es wird berichtet, daß die Nachfrage nach demselben in China sehr stark sei und immer stärker werde; es sollen täglich ohngefähr 1000 Exemplare abgesetzt werden.

Büchertisch.

Alle an dieser Stelle empfohlenen Bücher u. können durch unsere Synodalsbuchhandlung bezogen werden.

Enchiridion. Handbüchlein der vornehmsten Hauptstücke der christlichen Lehre, durch Frage und Antwort aus Gottes Wort einfältig und gründlich erklärt, anfänglich gestellet zum Unterricht der Pastoren in der Visitation des Fürstentums Braunschweig, jetzund von neuem überlesen und gebessert durch Martinum Chemnicium, D. Neu herausgegeben von A. L. Graebner. Milwaukee, Wis., Verlag von Georg Brumder. 1886.

223 Seiten in Leinwand gebunden; Preis: 75 Cts. und 5 Cts. Porto.

Unter den hochehrwürdigen Lehrvätern der lutherischen Kirche ist wohl nach Luther der bedeutendste Martin Chemnitz, der Verfasser des vorliegenden Buches, daher man ihn auch den andern Martinus genannt hat. Die meisten seiner gelehrten Schriften sind in lateinischer Sprache verfaßt; so sein umfangreiches Werk gegen die Lehre des papistischen Concils von Trident, das selbst Papisten das Be-

kenntnis abgezwungen hat, daß seit Luther niemand die römische Lehre so gründlich bekämpft habe wie Chemnitz. Der lutherischen Kirche hat Chemnitz auch durch seine Mitarbeiterschaft an ihrem Schlußbekenntnis, der Concordienformel, werthvolle Dienste geleistet. Ehe aber dies herrliche Bekenntnis zustande kam, hatte Chemnitz für die Pastoren des Fürstentums Braunschweig ein Büchlein verfaßt, wonach sie sich für die Prüfungen, denen sie sich von Zeit zu Zeit unterziehen mußten, vorbereiten, und wonach dann auch die Superintendenten examinieren sollten; und damit auch „die Laien lesen und Wissenschaft haben möchten, was in examinibus gehandelt wird, und was in den vornehmsten Hauptstücken das Vorbild sei der heilsamen Lehre“, hatte er dies Büchlein in deutscher Sprache ausgehen lassen. Dies Büchlein ist unser vorliegendes „Handbüchlein“, das, nachdem es in den alten Ausgaben wundererfalten geworden ist, hier in unserm Amerika in einer schönen neuen Ausgabe ans Licht gestellt wird. Wie hoch man einst, als Chemnitz noch lebte, dies Buch geschätzt hat, geht daraus hervor, daß man große Abschnitte daraus fast wörtlich in die Concordienformel aufgenommen hat. So war sich denn auch der Herausgeber dieses neuen Drucks bewußt, daß er mit seinen treulutherischen Zeitgenossen, nicht nur den Predigern, sondern auch den Zuhörern einen Dienst erweise, wenn er ihnen diesen Schatz wieder leicht zugänglich mache. Hoffentlich wird es nun auch nicht an solchen fehlen, die sich die Gelegenheit, die ihnen geboten wird, zu Nutzen machen. Wir wünschen ihnen zum Gebrauch des köstlichen Buches Gottes Segen.

G.

Synodal-Anzeige.

Die Schulverhältnisse in Watertown machen es nothwendig, daß die Synodalversammlung eine Woche später ihren Anfang nimmt. Demgemäß wird die ev.-luth. Synode von Wisconsin u. a. St. am 16. Juni d. J., Donnerstag Vormittags 10 Uhr zu ihren diesjährigen Beratungen zusammentreten, und zwar in der Kirche der Gnaden-Gemeinde zu Milwaukee, Wis.

Anmeldungen behufs Einquartierung sollten bis spätestens 14 Tage vor Beginn der Versammlung beim Pastor der Gemeinde, Past. Th. Jäkel, gemacht werden.

Von denen, die dies nicht thun, wird angenommen, daß sie anderweitig sich ein Quartier besorgt haben.

Für Ermäßigung der Fahrpreise wird, so viel als möglich, Sorge getragen werden.

Th. Jäkel, Secr.

Quittungen.

Für das Gemeindeblatt: Jahrg. XXII: P Thiele 4.20.

Jahrg. XXI: P Kluge 20. Herr Steffenhagen 1.50.

Jahrg. XIX: P G Mühlenhäuser 4.

Th. Jäkel.

Für das Seminar: P Jäkel, von Frau Siering \$1; P Bergmann, Collecte der Christus-Gemeinde \$5; P Kluge, Collecte der Gemeinde in New London \$3.50, und der Gemeinde in Caledonia \$3.25.

Für die Anstalten: (Professorengelalt) P Hoffmann, von Witfrau M. Stauff \$3 (und für Heidenmission \$2), von Witfrau Friedrichs \$2.

Th. Jäkel.

Schulbücher.

Im „Nordwestlichen Bücher-Verlag“ sind erschienen folgende Schulbücher, die in unserer Synodalsbuchhandlung zu den beigesezten Preisen zu haben sind.

Dr. Martin Luthers Kleiner Katechismus

mit
Erklärung.

Bearbeitet auf Grund des Dresdner Kreuzkatechismus, und herausgegeben von der ev.-luth. Synode von Wisconsin u. a. St.

Preis: einzeln 30 Cents, das Duzend \$3.00.

A First Course

in

Composition and Grammar.

By A. L. Graebner,

Preis: einzeln 50 Cents, das Duzend \$5.00.

Amerikanisch-Deutsche Bibel.

Herausgegeben von der Lehrerconferenz der ev.-luth. Synode von Wisconsin.

Preis: einzeln 25 Cents, das Duzend \$2.40.

Amerikanisch-Deutsches Lesebuch.

Teil II.

Für Mittelklassen christlicher Schulen.

Herausgegeben
von
A. F. Ernst.

Amerikanisch-Deutsches Lesebuch.

Teil III.

Für Oberklassen christlicher Schulen.

Herausgegeben
von
August F. Ernst.

Preis = = = 80 Cts.

Kleiner Niderschab für Jung und Alt.

Herausgegeben von J. H. Brockmann.

Preis: 25 Cts.

F. Werner, Agent,

436 Broadway, Milwaukee, Wis.

Herr Werner wird Allen, welche biblische Bilder, besonders die bekannten Bilder von Wehle, das Abendmahl von Leonardo, auch gute Zeichenvorlagen für Schulen, Zeichenhefte, Bilderrahmen u. beziehen wollen, aufs beste empfohlen.